Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 3 (1913)

Heft: 36

Artikel: Die Chartreuse bei Thun

Autor: Mülinen, W.F. von

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-639160

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

mir nicht an Mut und Courage. Und schon manches hat man hier im Spittel mir zu verdanken, weil ich für die andern geredet. Ich zähle mich nicht zu den Feigen. Gottlob, darf ich reklamieren, gottlob!"

Die greise Partnerin wußte, was die Stunde geschlagen. Das war nicht das erste Mal, daß die Béziquepartie gefährlich geendet. Die Frau Major konnte recht stachlicht werden. Am klügsten war in solchen Fällen das Retirieren. Sie wußte ja genau, daß weder sie selbst, noch die Frau Major ohne die übliche Nachmittagspartie leben könnte und daß der Friede unter allen Umständen bald geschlossen werden mußte. Und sie wußte auch genau, daß nicht sie den Frieden suchen werde, sondern die Partnerin.

Sie erhob sich also vom Stuhl, die alte, weltweise Frau. „Ich habe ganz vergessen, daß meine Tochter Luise gegen vier Uhr kommt," sagt sie beinah noch leiser wie sonst. „Den Zimmerschlüssel hab' ich in der Tasche, sie wartet am Ende schon."

Die Frau Major entgegnet nichts; mit rascher Handbewegung wischt sie die Karten vom Tisch und notiert mit dem Griffel etwas auf dem Schiefertäfelchen. Sie läßt sich nicht gern Vorwürfe machen, auch nicht die allergeringsten.

„Adieu," sagt Frau Blau freundlich, legt ihr Eiswollentüchlein wieder um die Ohren und geht geräuschlos nach der Tür. Sie erhält keine Antwort. Schon werden die Karten in die Nußbaumkommode hineinrumort. Und wie die Tür ins Schloß gegangen, wird das weiße, wartende Strümpfchen wieder aufgenommen und nun sitzt die Beleidigte auf dem erhöhten, blumigen Lehnstuhl am Fenster und strickt und strickt. — —

Fünf Minuten später tritt Frau Dr. Bühler vom Kirchenfeld ein. Sie sieht blühend hübsch aus und der Zustand der Erwartung steht ihr ausgezeichnet wie allen Frauen, deren ganzes Wesen so im Tiefinnersten innigste Mütterlichkeit und Güte ist. Ganz rosig ist ihr junges Antlitz.

„Mutter, was hast, was gibt's? frägt sie und lacht dabei. „Was machst du für ein Gesicht?"

Die Frau Major kann ihren Aerger nie so ganz spurlos hinunter schlucken; erzählt muß werden. „Weißt du, Kätheli," hebt sie an, „bei uns im Spittel ist vieles nicht, wie es sein sollte. Vor allem fehlt es unsereinem an der richtigen Gesellschaft." Und dann leiser: „Auch Frau Blau ist manchmal ein bischen kurios, weißt du. Ja, wenn dein edler Vater noch lebte . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Die Chartreuse bei Thun.

Von W. F. von Mülinen, Bern.

Wer an taufrischem Morgen von Scherzligen in den Thunersee hinausfährt, fühlt sich umgeben von den herrlichsten Reizen, die eine große Landschaft bieten kann. Ins klare Wasser bricht sich das Schifflein Bahn und steuert hinaus der Ferne zu, wo Land und Wasser duftig ineinander verschwimmen. Hinter ihm fassen die beidufrigen Bäume das stolze hochragende Schloß von Thun wie ein Juwel ein; vor ihm erhebt sich über saftigen Weiden die hehre glänzende Bergeswelt. Ihr zu Füßen dehnt sich das herrliche Gestade aus, wo sich ein prächtiger Sitz an den andern reiht; vom Blumenschmuck der Schadau gleitet der schwelgende Blick hinüber zum Bächihölzli, und nicht satt mag man sich sehen an all der Schönheit.

Im Bächihölzli: Die Strätlinger-Bank.
(Nach Sepiazeichnung von Jacques-Henri Juillerat.)

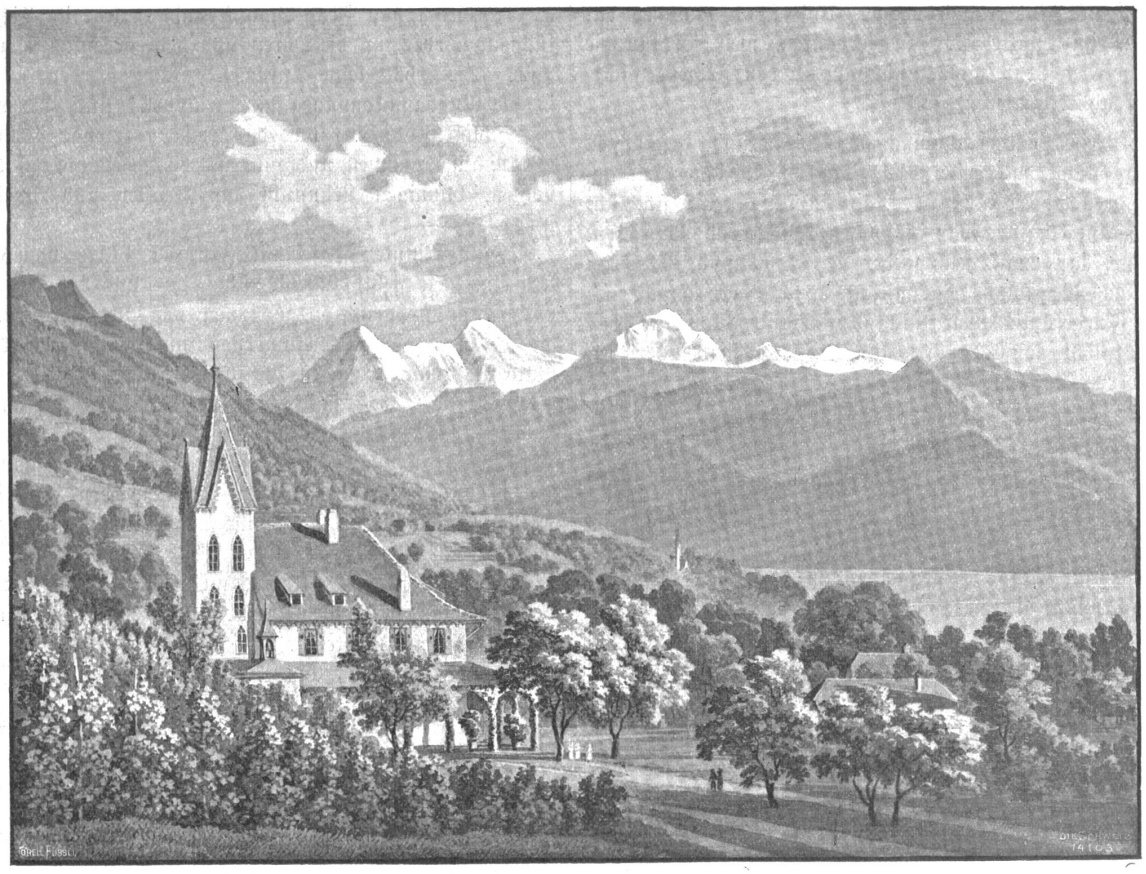
Gerade dort, halb versteckt hinter den Büschen und Bäumen, ragte anmutig ein Turm hervor, wie von einer Kirche oder Kapelle, als ob er die Menschenherzen, die der weiten Natur sich freuten, sammeln wollte zu stiller Beschaulichkeit. Glitt das Boot weiter, so gewahrte man neben dem Turm ein freundliches Haus mit schattigen Bogenhallen, die einluden zu frohem Verweilen.

Seit wenigen Jahren ist es anders geworden. Der Turm mit der Kreuzesspitze, der niemand ein Leides tat, ist verschwunden, und wo der gastliche Herd stand, klafft eine schmerzliche Lücke. Darüber aber, am Waldesrand, erhebt sich ein neuer, weiter Palast und gähnt hinaus in die Landschaft, die ihm so fremd ist. — Weil sie dahin ist und der Vergangenheit angehört, die liebliche Chartreuse, soll noch einmal ihr Bild hervorgezaubert werden.

Die Sage erzählt, daß hier im schattigen Hain ein Ritter gewohnt habe, der im Kreis der adligen Dichter wohl bekannt, ja selbst ein Meister des Minnegesangs war, Heinrich von Strätlingen. Drei seiner Lieder sind erhalten, deren eines beginnt:

Mich hilfet niht der vogelsanc, Noch die vil grüene heide,
Mich twinget, daz mich e da twanc, Und tuot mir aber leide.
Den abent, den morgen, Den stan ich mit sorgen
Vor der vil minneclichen, Und naeme si den dienest min,
Ich wolde an vrôuden richen!

Es steht fest, daß die Freiherren von Strätlingen, und zwar gerade der Minnesänger Heinrich, im sogenannten Bächi begütert waren. Ein Teil dieses Besitzes ging durch Verkauf von ihnen an einen Thuner, Heinrich von Velschen, über. In dessen Familie verblieb das Bächigut mehr als hundert Jahre. Anna von Velschen, die letzte ihres Namens, brachte es ihrem Gatten, dem bernischen Schultheißen Rudolf von Krauchthal, zu. Aber die Ehe blieb kinderlos, und Frau Anna hatte noch das Unglück, früh ihren Gatten zu verlieren. Die lange Zeit ihrer Witwenschaft brachte sie in großer Wohltätigkeit zu, und über ihr Leben hinaus wirkte ihr frommer, mildtätiger Sinn. Ihr



Die Chartreuse bei Thun mit Blick gegen Süden. (Nach Sepiazeichnung von Jacques-Henri Juillerat.)

Testament (1459) ist dafür der schönste Beweis. Eine erstaunliche Reihe von Vergabungen kam Gotteshäusern und Spitälern zu, während auch die Verwandten mit reichen Gaben bedacht wurden.

Den Karthäusern von Thorberg war das Bächigut bestimmt. Die schweigsamen Mönche nahmen es in Besitz und kamen nun jeden Herbst, um die Einkünfte zu beziehen. Aber schon nach zwei Menschenaltern verschwanden die weißen Gestalten, als die Reformation mit Macht sich Bahn brach und Bern mit allem Klosterbesitz auch das Bächigut an sich zog. Es wurde nun als Erblehen verpachtet und war von Bauern bewohnt bis zum „Uebergang". Kurz hernach meldete sich in der Person des bernischen Schultheißen Niklaus Friedrich von Mülinen ein Käufer, und der Staat trat ihm den Besitz ab.

Mülinen war kein Fremder im Oberland. Freud' und Leid hatte er oft mit seinen Bewohnern geteilt. In den gefahrvollen Frühlingstagen von 1798 hatte er mit seiner Familie in Brienz Obdach und treue Hülfe gefunden, in der schlimmen helvetischen Zeit war er Präsident der Verwaltungskammer des Kantons Oberland gewesen, und als es zum Sturm auf die gehaßte Regierung kam, wurde er sein Vertrauensmann. In Meiringen hatte er sich sicher gefühlt unter den treuen Haslern, die ihn schützten, als der Kriegsminister befahl, ihn tot oder lebendig einzuliefern. Von Hofstetten bei Thun aus leitete er als Feldkriegsrat die Erhebung, die überall losbrach. Als der Friede hergestellt und das Oberland mit dem alten Kanton wieder vereinigt war, da wollte Mülinen die letzte Mißstimmung tilgen und veranstaltete, als eine Friedensfeier eigener Art, das bekannte Hirtenfest in Unspunnen.

Es behagte den Oberländern, daß ihr alter Freund, nunmehr der Schultheiß des Kantons, unter ihnen weilte. Er bewohnte damals im Sommer ein Haus in Hofstetten, wo noch jetzt ein Baum, den er gepflanzt, zur Höhe ragt. Entschlossen, den angenehmen Aufenthalt bei Thun fortzusetzen, erwarb er 1806 das sogenannte Hohe Haus im Bächi. Nun war er ganz im Herzen seines geliebten Oberlandes.

Froh über den neuen Besitz, rundete er ihn ab und schuf sich ein Kleinod, das bald zu einem wahren Wallfahrtsorte wurde. Das alte Haus bedurfte einer gründlichen Umgestaltung. Im Jahre 1818 trat ein neuer Bau an seine Stelle, der ganz eine Schöpfung der romantischen Zeit war. Ein Turm mit gotischen Fenstern erstand, und neben ihm einer Kirche ähnlich das Wohnhaus, das eine säulengetragene schattige Halle umgab. Ein vaterländischer Schmuck erfüllte das neue Heim. Da hingen die Bilder der großen Eidgenossen, von Waldmann, Hallwyl und Bubenberg, von Haller und Bodmer, von Wettstein und Tschudi und dem erst verstorbenen Jugendfreund Johannes von Müller; an den Fenstern glänzte die Farbenpracht gemalter Scheiben. Im Turm, unter den Bildern, war eine Bücherei eingerichtet, deren kostbare Werke allen Forschern von nah und fern freigebig zur Verfügung gestellt wurden. Hier webte ein historischer Zauber, der manchen Gast gefangen nahm. Aehnlich war es im Garten, im nahen Walde. In seinen Schatten ließ er den Block aus Schloßwyl hinbringen, dessen eigentümliches Götzenbild an die Druiden erinnert. Da ließ er, wo der Ausblick auf den See am lieblichsten war und eine Bank zur köstlichen Ruhe lud, des Minnesängers Wappen in Stein hauen und die Worte in die Bank meißeln:

HIER IM SCHATTEN SEINES HAINES
DICHTETE VORMALS
DER EDLE RITTER HEINRICH VON STRÄTLINGEN
DER MINNESÄNGER
SEINE LIEDER DER FREUD UND DER MINNE.

Etwas weiter, am Abhang gegen Hünibach, weihte er seinem Freund, dem edlen Alois Reding, mit dem ihn die ernsten

Im Bächihölzli: Blick auf Thun. (Nach Sepiazeichnung von Jacques-Henri Juillerat.)

Jahre der Helvetik verbunden, ein einfaches Denkmal. So ganz umgestaltet, erhielt der neue Besitz auch einen neuen romantischen Namen, den Vorbesitzer und Bauart bestimmten: die Chartreuse.

In diesem herrlichen Erdenwinkel ruhte der Gutsherr aus von der Last der Staatsgeschäfte; er erlabte sich an geschichtlichen Studien und freute sich der Schar der Kinder und Enkel, die ihn umgab. Noch erzählte mir einer von ihnen, der ehrwürdige Professor Friedrich von Wyß, von der schönen Ferienzeit, die er vor bald achtzig Jahren dort verlebte, von einer tragischen Ausfahrt im Ziegenbockwagen und von dem Turmsaal mit den Bildern und Büchern, die in seinem Bruder Georg den künftigen Historiker weckten.

Heute versteht man jene Zeit nicht mehr. Man vergißt, wie groß nach den Stürmen der Revolution und der napoleonidischen Aera das Bedürfnis war, auszuruhen und das Gute zu genießen, das aus der alten Zeit gerettet, das aus der neuen zu erreichen war. Die vielen Entbehrungen und schweren Verluste der vergangenen Jahre wirkten nach; aber mit dem Wenigen wußte man zufrieden zu sein. Herz und Gemüt ersetzten, was Stellung und Reichtum früher gebracht.

So liebte es der Herr der Chartreuse, Freunde zu empfangen und an einfacher Tafel zu bewirten, ja seine Gastlichkeit war bald so bekannt und gepriesen, daß in das Tusculum des geachteten Standeshauptes Gäste aus allen Ländern kamen, Fürstlichkeiten und Minister, Denker und Gelehrte, daß die Chartreuse selten leer war von Besuchen.

Kaum war im ersten Jahre der Schultheiß eingezogen, so erwies ihm die Königin von Bayern die Ehre eines Besuches. Einmal erschien eine zahlreiche Gesellschaft im Bächihölzli, man ließ sich nieder und einige Damen entwarfen ein Bild der Landschaft, die sie entzückte. Sie begaben sich hierauf in das Peristyl, wo der Hausherr ihnen begegnete. Eine der Damen gab sich zu erkennen — es war die Großherzogin Stephanie von Baden — und nannte ihm, als er sie nach Thun zurückgeleitete, die andern, die Königin Hortense und ihren kleinen Sohn, Louis Bonaparte. Die fürstlichen Besucherinnen bewahrten ihrem Gastgeber, diesem Ebenbild eines Edelmannes der guten alten Zeit, das beste Andenken. Ein beliebter Gast war der russische Minister Capo d'Istria, den seit Napoleons Sturz Achtung und Freundschaft mit dem Berner verband. Wochenlang verweilte der treffliche Pädagoge Hofrat Büel in der Chartreuse: mit dem Freiherrn von Laßberg vertiefte man sich in gelehrte literarische Fragen. Zellweger brachte manch anregenden Gedanken, und eine Freude war es, sich mit dem witzigen Dekan Bridel zu unterhalten.

Der Pflicht, der Nächsten teilnehmend zu gedenken, entzog sich Mülinen nicht. Er wie seine Gattin ließen die Zeit der Frau Anna von Krauchthal wieder aufleben, zu ihrer eigenen Genugtuung und zum Segen der Armen, die bei ihnen anklopften.

Wie angenehm die Gegenwart auch war, man wollte jene nicht vergessen, die vorher hier gelebt und gewebt. Eine Geschichte des Hauses in Versen sollte die Wände des Peristyls schmücken und je eine Strophe der Zeit des Minnesängers, der Frau von Krauchthal, der Karthäuser, der Bauern und der Gegenwart gewidmet sein. Am Wettbewerb beteiligten sich Rudolf Wurstemberger, Fräulein Marguerite Studer und Ratsherr Glutz von Solothurn. Was jener und dieser zu Papier gebracht, ging zu genauerer Prüfung an David Heß und Martin Usteri. Sie fanden nur wenig zu ändern; der Verfasser der Badenfahrt schrieb: „Kaum darf es gewagt werden, einige Stellen zu bezeichnen, wo vielleicht ein andres Wort gewählt oder ein Satz umgestaltet werden könnte, weil der Rezensent, weit entfernt, das Ganze besser, es nie hätte hoffen

können, dasselbe so gut zu machen," und ähnlich drückte sich Usteri aus. So kamen denn die Strophen zustande, die den Besucher lehrten, was vormals hier gewesen, und die, wie Lory's anziehendes Bild, die Kunde der Chartreuse verewigen:

Der Sänger von Strätlingen baute dies Haus,
Die Stammburg ist drüben zu schauen;
Gar rühmlich erprobet in Minne und Strauß,
Willkommen bei Rittern und Frauen.
Er hielt ein Großes auf Lieder und Wein,
Sah mutig ins stürmische Leben hinein.

D'rauf erbte die Witwe von Krauchthal den Bau,
Weint vierzig Jahr' um den Gatten,
Vermittlet und arznet und spendet im Gau,
Ihr Walten verdunkelt kein Schatten.
Frau Anna, durch Reichtum und Wohltun bekannt,
Wird dankbar die Mutter des Landes genannt.

Und als vierzehnhundertundsechzig Jahr
Man zählte, rief klagend und heiser
Zu Metten und Vesper hier an den Altar
Ein Glöcklein die frommen Karthäuser.
Von blasser Lipp' ihr Memento ertönt.
Ihr Geist nach dem Requiem droben sich sehnt.

Und weiter spann fort die geschäftige Zeit
Ihr buntes Wechselgewebe:
Nun preßt man im Haus der Genügsamkeit
Die goldenen Früchte der Rebe.
Wo Ritter und Mönche verschwunden sind,
Wiegt nun eine Bäurin ihr blühendes Kind.

Ein lautes Gepolter erfüllt jetzt das Ohr,
Die Axte und Meißel erschallen,
Hoch hebt sich ein Turm aus den Trümmern empor,
Es bilden sich Pforten und Hallen:
Wir fühlen ein Ehmals, wir sehen ein Heut',
Wir freu'n uns der alten, der jetzigen Zeit.

Verflochten sei fürder der adliche Sinn
Des Sängers, die segnende Güte
Der Witwe, der Frömmigkeit reiner Gewinn.
Und des Landmanns zufried'nes Gemüte.
O mögen sie weilen im Hause vereint,
So lange die Sonne dies Ländchen bescheint.

Kurz vor seinem Tod veräußerte Mülinen das Gut an den Bankier von Rougemont. Immer galt es als ein geschätzter Besitz, und das romantische Haus erfreute jeden Besucher, bis die neuen Eigentümer den großen Bau aufführten, dem die Chartreuse zum Opfer fiel. Thuns Umgebung ist um ein Kleinod ärmer, die Historie, die das Vergangene verewigt, um ein Blatt reicher geworden. („Schweiz", VII. Jahrg., 1903.)

Der Weg zur Wahrheit.

Von Emil Bürgi.*)

Der Weg, der führt zu der Wahrheit Haus,
Ist endlos weit zu wandern. —
Geh stetig und still, geh immer gradaus,
Geh lieber allein als mit andern! —
Dann findest du schon nach kurzer Zeit
Ein Haus, das steht in dem Wege breit.
An der Tür ist mit sicherer Klarheit
Geschrieben: „Hier wohnt die Wahrheit!"

Das hat sich ein großer Denker erbaut,
Der mochte wie du einst wandern.
Er hat das Haus der Wahrheit geschaut
So wenig wie die andern,
Und da er selber nicht gern gestand,
Daß er müd sich suchte und nie was fand,
Hat er sich und andere betrogen.
Geh herum — möglichst weit — im Bogen.

Dann siehst du, nach hinten sind an dem Haus
Vermauert Fenster und Türen,
Vor dir liegt der Weg, der dich gradaus
Zu dem Hause der Wahrheit soll führen.
Und wieder trifft du nach kurzer Zeit
Ein Haus, das steht in dem Wege breit. —
So wird man dich oft noch betrügen —
Und schließlich glaubst du die Lügen —

Und schließlich — was hilft es auch weiterzugehn,
In diese endlose Oede zu wandern!
Du wirst doch niemals die Wahrheit sehn,
So wenig wie die andern!

Ich glaube, mein Freund, die Wahrheit wohnt
Im Mond.
Sie dreht sich um uns im Kreise
Und lacht über Toren und Weise.

*) Aus „Gedichte" bei Cotta.

Schwimmexamen.

Das Schwimmexamen ist für die Berner Buben ein Ereignis. Ein Examen! Und zwar ein regelrechtes Examen, wo je zwei Examinatoren hochwichtig über die Leistungen eines jeden Buben zu Gericht sitzen. Wo jeder in einem richtigen „Fünfkampf", im Bauch- und Rückenschwimmen, im Tauchen, Kopfsprung und Wettschwimmen strenge Noten erhält, wobei dem Prüfling der kleinste Fehler einen Abzug einträgt. Und doch ein Ereignis für jedes Bubenherz!

Na ja, für einen frischen fröhlichen Wettkampf ist ein unverdorbener Berner Junge mit Freuden zu haben. Diese Tatsache wird von der pädagogischen Welt eigentlich noch zu wenig gewürdigt. Aber auch das Budget kennt den Wettkampf nur für gymnastische und speziell aquatische Künste. Wäre für mustergültige Leistungen auf musikalischen, zeichnerischen, stilistischen, sprachlichen Gebieten ein ansprechend organisierter Wettkampf nicht ebenso förderlich, nicht ebenso interessant?

Das Schwimmexamen hat freilich so sein Drum und Dran, das diesem Wettkampf seine ganz besondere Note immer geben wird. Die Prüfung geht dem Tag des „Examens" voraus, so daß dieser von jenen Stimmungsbrechern, die nun einmal von einer Prüfung nie ganz zu trennen sind, völlig befreit wird. Das unangenehme Gefühl, für das Rückenschwimmen eine zu schlechte Note erhalten zu haben, ist verschwunden; der Aerger über einen verfehlten Kopfsprung ist heute vergessen; die zornige Träne, die noch vorgestern wegen irgend einem Pech heimlich rann, sie ist nun getrocknet. Und so ist das „Examen" nun bloß noch der völlig ungetrübte Abschluß der Kampftage, ein Becher ungemischter Freude nach hartem Ringen um die Palme.

Der große Tag ist da. Von ein Uhr mittags an wimmelt's im „Bueber" von Jungen jeden Kalibers. Selbst Dreijährige sind mitgekommen, um das Fest ihrer größern Brüder mitzufeiern und ihre Wassertaten zu bewundern. Aber bis gegen zwei Uhr ziehen immer neue Scharen ein, bis ihrer weit über tausend die Stege und Brücken und Ufer und das Mätteli — und nicht zuletzt — den Fluß so dicht besetzt halten, daß es vielerorts schwer hält, durchzukommen. Ein paar Dutzend der Größten sorgen für „Betrieb". Da treiben sich, zu Wasser und zu Lande, ein paar tätowierte Indianer mit wallendem Federkranz umher. Andere — der Farbe nach ebenfalls Indianer, aber ohne Insignien — stehen der europäischen Kultur um einen Schritt näher. Sie haben sich mit einem alten Zylinder oder Kokosen gewaffnet, wohl auch einen riesenbreiten Stehkragen oder einen künstlichen Bart sich zugelegt. In diesem reduzierten Kostüm springen